

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 78 (1984)
Heft: 8

Artikel: Reise nach Australien
Autor: Brühlmann, Trudi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reise nach Australien (1)



Aus dem Reisetagebuch unserer GZ-Redaktorin Trudi Brühlmann

Unsere GZ-Redaktorin Trudi Brühlmann befindet sich seit Mitte Januar in einem viermonatigen Auslandurlaub. Am 13. Januar ist sie zuerst nach Amerika geflogen, am 26. Januar weiter nach Neuseeland. Dort bleibt sie bis Mitte März. Im April will sie Australien besuchen und Anfang Mai noch Singapur in Indonesien, um von dort aus den Heimweg anzutreten. Frau Brühlmann schickt uns regelmässig interessante Reiseberichte, die wir unsern GZ-Lesern gerne weitergeben.

Zu Besuch bei der Gehörlosenhilfe in New York

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind kein Wohlfahrtsstaat. Es bestehen zwar unendlich viele Programme, auch von der Regierung, um die sozial Benachteiligten zu unterstützen. Doch herrscht ein solches Gewirr, dass die, welche am dringendsten Hilfe brauchen, allein gar nicht zurechtkommen. Das ist ein Glück für den Staat, denn wenn alle die ihnen zustehende Hilfe in Anspruch nähmen, wäre der Staat längst bankrott. Private Hilfe ist dagegen stark verbreitet. Millionen von Dollars sammelt zum Beispiel die Jüdische Philanthropische Gesellschaft. Sie finanziert zum Teil die New York Society for the Deaf (NYSD). Die NYSD übernimmt ähnliche Aufgaben wie die Beratungsstellen in der Schweiz und hat sich zusätzlich auf die Ausbildung und die Vermittlung von Dolmetschern spezialisiert.

Was es da zu sehen und zu hören gab

Als ich die NYSD besuchte, sah ich mich erst im Korridor ein wenig um. An den vielen Anschlagbrettern hing Interessantes: Ein Telescrit war zu verkaufen (in den USA gibt es keine IV, die das Telescrit bezahlt), ein junges Mädchen wollte ein taubes Baby hüten, Stellen waren ausgeschrieben, Vorträge mit Dolmetschern und Führungen durch ein Museum wurden angepriesen. Ein älterer taubblinder Mann wartete, bis eine Sozialarbeiterin kam und ihm in die Hand buchstabierte. Ein anderer Mann suchte einen Dolmetscher und hatte überdies ein Problem, weil er gleichzeitig bei zwei Gerichten sein sollte. Eine Sozialarbeiterin rief an und konnte für ihn einen Termin verschieben. Warum ich das alles weiss? Weil überall die Türen offen waren und ich alles hören konnte, ob ich wollte oder nicht. Dann kam noch ein ganz zerlumpter, älterer Mann. Die Schuhe waren so kaputt, dass seine löcherigen Socken herausstauten. Und durch seinen durchlöchernten Mantel konnte man die Löcher einer Jacke sehen. Welche Farbe die Kleider einmal hatten, war nicht zu erkennen. Alles starrte vor Schmutz. Bestimmt gehörte dieser Mann zu den Tausenden von Obdachlosen New Yorks, die bei 10 bis 15 Grad Kälte in Hauseingängen und leerstehenden Abbruchhäusern die Nacht verbringen müssen. Er setzte sich, stand dann wieder auf, verschwand, erschien mit einer Dose Coca-Cola, setzte sich, trank sein Coca-Cola, rauchte eine Zigarette nach der andern und redete vor sich hin, bald im Fingeralphabet, bald in Gebärden, manchmal

auch mit Stimme. Offenbar war er hier ein regelmässiger Gast und suchte vor allem einen Sitzplatz an der Wärme.

Die Dolmetscherausbildung

Dann nahm sich Frau Klein ein wenig Zeit, um mir ein paar Fragen zu beantworten. Die NYSD organisiert Kurse in American Sign Language ASL. Jeder Kurs dauert zehnmal zwei Stunden, eine Doppelstunde pro Woche, also etwa ein Vierteljahr. Wer die Kurse 1 bis 6 besucht hat, kann in den Kurs für Dolmetscher aufgenommen werden. Der Kurs für Dolmetscher dauert nochmals ein Jahr, und dies mit zwei Doppelstunden pro Woche. Frau Klein sagte mir, gegenwärtig besuchen 14 New Yorker diese Ausbildung, doch würden sich wahrscheinlich nur zwei oder drei in die offizielle Dolmetscherliste aufnehmen lassen (es muss auch eine Prüfung abgelegt werden); die anderen absolvierten den Kurs aus Freude an ASL. In ganz New York mit schätzungsweise etwa 20 000 Gehörlosen gibt es etwa 100 offizielle Dolmetscher. Wer bezahlt die Dolmetscher?

Grundsätzlich gilt die Regelung: Wer einen Dolmetscher anfordert, muss ihn bezahlen. Wenn ein Gericht für einen gehörlosen Angeklagten einen Dolmetscher braucht, muss das Gericht ihn bezahlen. Die NYSD sieht es als ihre Aufgabe an, Veranstalter, Museen und Vereine zu veranlassen, für die Veranstaltungen vermehrt Dolmetscher anzustellen und so die Vorträge usw. den Gehörlosen zugänglich zu machen. In einigen Fällen ist es auch schon gelungen. Wenn ein Gehörloser aber an einem Vortrag teilnehmen will, zu dem die Veranstalter keine Dolmetscher zur Verfügung stellen, muss dieser Gehörlose seinen Dolmetscher selber bezahlen. Frau Klein sagte, es sei ganz selten, dass für solche Fälle ein Dolmetscher verlangt werde. Über die Gründe habe ich mir schon Gedanken gemacht, möchte sie aber für mich behalten.

New York, 26. Januar 1984

Beobachtungen im Flughafen

Heute morgen bin ich um halb neun Uhr mit Karin aus dem Hause gegangen; sie fuhr zur Arbeit, ich zum Flugplatz – so ging der Abschied schnell.

Im La Guardia Airport musste ich ein wenig warten: Gelegenheit, die Mitpassagiere zu beobachten. Ein älteres Ehepaar fiel auf: Er sass im Rollstuhl, sie auf einem Stuhl hinter ihm. Auf seine Knie hatte sie ihre diversen Taschen geladen – und da sass er nun also in seinem Rollstuhl unter ihren Paketen, konnte sich nicht rühren, sondern nur hoffen, seine Frau würde sich seiner erbarmen und ihn mitnehmen, wenn's ums Einsteigen ginge. Vielleicht hoffte er's aber auch nicht mehr. Sie sass unterdessen auf einem Stuhl in der Reihe hinter ihm und vertiefte sich gleich in ein Gespräch mit ihrem Stuhlnachbarn, den sie wohl attraktiver fand als ihren Rollstuhlmann, der sich nicht regte und auch nicht sprach. Sprechen hätte er schon können. Aber vielleicht hat er sich's abgewöhnt. Von ihrem Gepäck erwartete die Frau ja auch keinen Dialog. Und was war der Mann mehr als ein Gepäckstück? Aber vielleicht bin ich auch ungerecht, vielleicht war noch nie eine tiefe Beziehung zwischen den beiden; sie haben sich nie verstanden, und da wird es vielleicht nur als zusätzliche Belastung empfunden, wenn der Mann an den Rollstuhl gebunden ist. Und vielleicht war er schon vorher ein schwieriger Mensch und ist jetzt erst recht schwierig geworden. Sogenannte Behinderungen verstärken, polarisieren anscheinend den Charakter.

Von New York nach Auckland

Um 12.30 Uhr, mit ein paar Minuten Verspätung, startete mein Flugzeug, und ein letztes Mal sah ich all die New Yorker Wolkenkratzer und die ganze verrückte Stadt. Die beiden Plätze neben mir waren von einem älteren amerikanischen Ehepaar besetzt. Wie sich herausstellte, waren beide «zweite Generation», das heisst, die Eltern der beiden waren von Griechenland nach New York eingewandert. Wir unterhielten uns ein wenig; so wie die Amerikaner offenbar sind, plaudern sie gern. Dann aber las ich ein ganz spannendes Buch: Herbert Kohl, 36 Children. Es handelt von den Erfahrungen eines Lehrers aus der New Yorker jüdischen Mittelschicht, wobei dieser Lehrer in Harlem unterrichtete. Vieles erinnerte mich an Jeggs «Dummheit ist lernbar». Nur ist's in Harlem noch viel aussichtsloser. Aber in Ansätzen ist's in Harlem auch wie in der Schweiz: Sonderklassen, Sonderschulen. In Houston musste ich umsteigen; der Anschlussflug wartete nur noch auf die Zusteigpassagiere von New York. Bis Los Angeles war das Buch dann gelesen, und im Flughafen von Los Angeles grub ich aus meinem Rucksack Schreibpapier, die Lismete, ein Notizbuch, ein Reisehandbuch über Neuseeland und Ingeborg Bachmanns «Das dreissigste Jahr» aus: Bis Auckland bin ich also beschäftigt! Na ja: Der Flug war lang!

		Zeitverschiebung
New York–Houston	3½ Std.	–1 Std.
Houston–Los Angeles	3½ Std.	–2 Std.
Los Angeles–Honolulu	5 Std.	–2 Std.
Honolulu–Auckland	8½ Std.	–1 Std. + 1 Tag
Gesamtflugzeit	20½ Std.	

Gesamtreisezeit mit allen Zwischenhalten natürlich noch ein paar Stunden mehr, trotz guten Verbindungen. Lokale Zeit:

In New York abgefliegen am 26. Januar 1984 um 12 Uhr mittags, in Auckland angekommen am 28. Januar 1984 um 8 Uhr morgens.

So recht wollte es nicht mehr vorwärtsgehen mit dem Lesen nach Los Angeles. Ich las ein wenig, strickte ein wenig, ass; schliesslich war's ja auch schon nach Mitternacht, New Yorker Zeit!

Bis Honolulu schlief ich zeitweilig, zu sehen war ohnehin nicht viel: Ich hatte einen H-Platz, also im Mittelfeld.

Fenster

A	B	D	E	F	G	X	K	L
---	---	---	---	---	---	---	---	---

 Fenster

Dunkel war es auch, und der Film, der gezeigt wurde, war nichts wert.

In Hawaii hatten wir eine Stunde Aufenthalt – und es war herrlich, diese tropische Luft zu fühlen! Der Flugplatz ist ganz nach meinem Geschmack gebaut; die Verbindungshallen bestehen nur aus Dach, und Wände sind nicht nötig. Und der Blick geht auf Palmen und andere tropische Gewächse! Fast reut es mich, dass ich hier nicht einen Zwischenhalt eingeschaltet habe, jedoch würde es mich nicht reizen, bei den «Edlen Wilden» Ferien zu machen. Tourismus in Entwicklungsländern ist problematisch, das habe ich selber erfahren!

Nach Honolulu wurde wieder ein Essen serviert, aber ich schlief durch. Der zweite Film war womöglich noch mieser als der erste: Irgendeinmal war ein Bub, dem der Vater ein Gewehr zu Weihnachten schenkte, und alle fanden das ganz in Ordnung, und der Vater hatte seinen Stolz... Kein Wunder ist Amerika, wie es ist.

Nach einem typisch amerikanischen Frühstück – nur ein bisschen zu früh serviert, nämlich kurz nach 5 Uhr Lokalzeit – war ich wenigstens wieder wach: Kaffee, Orangensaft, Fruchtalat, eine kleine Eieromelette, fetttiefende Krokettchen und zwei Würstchen, Butter und kein Brot, sondern ein unendlich süsses undefinierbares Gebäck haben mich geweckt. *Fortsetzung folgt*